

Bipolar Betroffene in Berufen des Gesundheitswesens:

Herausforderung Logopädie

Susanne, 36:

So darf man sich meinen Beruf vorstellen:

Nein, ich lerne nicht nur Kindern das „s“ oder das „r“ richtig zu sprechen. Ich mache Sprech-, Sprach-, Stimm- und Schlucktherapie. Das bedeutet, ich bin täglich mit Menschen jeden Alters, verschiedenster Herkunft und mit verschiedenen, leichten bis schwersten Krankheitsbildern face-to-face konfrontiert. Die Altersspanne der Patienten liegt bei 0-110 Jahren.

Da ist der Säugling, der nicht richtig saugen kann. Der 3jährige, der noch kein Wort spricht. Der 4jährige, der die Sätze durcheinanderwirft, der Vorschüler der das „sch“ noch nicht kann, der Schulanfänger, der sich nicht richtig auf Gesagtes konzentrieren kann.

Da sind die Jugendlichen vor, mit oder nach der Zahnsperre, deren Zungen nicht das richtige Muster zum Schlucken kennen.

Da ist die junge Frau, die nach einer Schilddrüsen-OP keine Stimme mehr hat. Der Mann mittleren Alters, der durch die Folgen einer Hirnblutung nun im Rollstuhl sitzt und den jedes einzelne Wort unvorstellbar viel Energie kostet. Die ältere Dame, die nach einem Schlaganfall nicht mehr richtig essen und trinken kann. Der ältere Herr, der nach Tumor-OP und Bestrahlung keinen Speichel mehr hat und künstlich ernährt werden muss. Die Intensivpflegepatienten mit Kanülen in der Luftröhre, angewiesen auf Sauerstoffzufuhr. Teils im Wachkoma.

Da sind noch kleine und große Menschen mit unterschiedlichsten Syndromen. Mit leichten bis zu schwerst einschränkenden geistigen und körperlichen Defiziten. Aber auch Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten.

Jede/r einzelne mit seinem eigenen, individuellen körperlichen und psychischen Gerüst.

Und – da sind auch noch die Eltern, Geschwister und weitere Angehörige.

Ich denke, dass die Vielfältigkeit meines Berufes nun zur Geltung gekommen ist. Flexibilität, Kreativität, Empathie, die Fähigkeit sich schnell auf ein Individuum einstellen zu können - die wohl wichtigsten Eigenschaften, die hier gefragt sind. Und ja – ich kann das! Und darauf bin ich so unendlich stolz. Ich liebe meinen Beruf.

Meine Frühwarnzeichen und Gefahren im Beruf:

Manie – Ich leide an Selbstüberschätzung, bin der festen Überzeugung, die beste Logopädin der ganzen Welt zu sein, 12 Stunden-Tage sind Normalität. Teils verhalte ich mich distanzlos. Ich lege mich fachlich mit Ärzten, Therapeuten, Pflegern an und fühle mich immer im Recht, ich rede, bevor ich denke. Es besteht die Möglichkeit, mich in Verruf zu bringen.

Depression - Plötzlich fehlen mir die Ideen. Ich weiß nicht mehr, was ich mit den Patienten tun soll. Mir ist alles zu viel. Die Kinder sind mir zu laut. Die Weltuntergangsstimmung bei meinen erwachsenen Patienten macht mich fertig, zieht mich noch weiter runter. Ich halte das nicht mehr aus. Gespräche gehen nur noch schleppend. Ich bin am Boden zerstört. Es ist alles so mühsam.

Chance für mich als Bipo in meinem Beruf

Die Dankbarkeit, die mir von meinen Patienten gegeben wird, ist eine so große Wohltat für mich. Das Lob der Angehörigen macht mich stolz und zeigt mir, dass ich in diesem Beruf genau richtig bin. Kleine Geschenke von Herzen bestätigen mir, dass ich mit meiner Art und Weise gut bin. Die Weiterempfehlungen beweisen, dass ich in meinen Fachbereichen top bin. Das alles ist mir eine emotionale Stütze, die ein in mir keimendes Unwohlsein ausgleichen, kleine Wogen glätten kann.

So bestehe ich aktuell in meinem Berufsalltag:

Ich habe mir ein Limit bezüglich der täglichen Anzahl meiner Patienten gesetzt. Auf keinen Fall mehr als 8 am Tag. Sowieso habe ich nach meiner letzten Depression meine Anstellung auf Teilzeit gekürzt. Ich mache nach jedem Patienten 15 min Pause. Ich halte meine Mittagspause von 30 min ein. Ich habe mir kopfmäßig angeeignet, dass die Arbeit für den Tag beendet ist, sobald ich die Tür der Praxis schließe. Ich nehme so keine Arbeit mehr mit nach Hause. Ich versuche, nicht mehr als die bezahlte Zeit mit den Patienten und Angehörigen zu verbringen. Ich kommuniziere meiner Chefin gegenüber offen, was mich in der Arbeit gerade belastet, wie ich mich fühle, wie es mir geht mit den Patienten. Ich nehme mir frei, wenn ich das Gefühl habe, dass ich eine Pause brauche. Und – ganz wichtig: Ich nehme meine Medikamente zuverlässig ein, gehe regelmäßig zu meinem Psychiater, ich versuche auch mein Privatleben weitestgehend ruhig und stressfrei zu gestalten, gehe täglich zeitig und um dieselbe Uhrzeit zu Bett. Im Notfall hole ich mir Hilfe bei meinem Psychiater und bei meiner Therapeutin.

So kann ich mich in meinem Beruf ausleben und verwirklichen:

So mannigfaltige Facetten ich als Bipolare habe, genauso vielfältig sind die Störungsbilder, die ich behandle, und genauso individuell gehen die Therapieeinheiten vonstatten. Ich krabbe, krieche, spiele auf dem Boden. Ich singe, tanze, verkörpere die gute Laune in Person. Ich vermittele, dass die gute, zwischenmenschliche Beziehung, das Vertrauen untereinander auch erhalten bleibt, wenn mal gestritten oder zurechtgewiesen wurde. Ich weise, wenn nötig, in Grenzen. Ich versuche, mich in die Patienten hineinzusetzen, ich will wissen, wie es sich anfühlt, meine Anforderungen zu erfüllen und sie dementsprechend anzupassen. Ich höre zu, zeige Verständnis für die Probleme und Sorgen und ich bin Ratgeberin, soweit es in meiner Kompetenz liegt. Ich passe mich bestmöglich an die Tagesform jedes einzelnen an und gestalte dementsprechend die Anforderungen, Übungen und Spiele. Ich bin gleichzeitig Spielgefährtin, Schauspielerin, Beraterin, Erzieherin, Stütze, Vertrauensperson, Beschützerin, „Psychologin“, Lehrerin, Trösterin, Vermittlerin, Helferin und eine Regelmäßigkeit im Leben der Patienten.